STEPHEN KING

LESEPROBE

FINDERLOHN

ROMAN

HEYNE

STEPHEN

KING

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Schon als Student veröffentlichte er Kurzgeschichten, sein erster Romanerfolg, *Carrie*, erlaubte ihm, sich nur noch dem Schreiben zu widmen. Seitdem hat er weltweit 400 Millionen Bücher in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und zuletzt 2015 mit dem »Edgar Allan Poe Award« den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. Seine Werke erscheinen im Heyne-Verlag.

»Aufwachen, Sie Genie.«

Rothstein wollte nicht aufwachen. Der Traum war zu schön. Er handelte von seiner ersten Frau, einige Monate bevor sie zu seiner ersten Frau geworden war, siebzehn Jahre alt und von Kopf bis Fuß vollkommen. Nackt und schimmernd. Sie waren beide nackt. Er war neunzehn und hatte Schmiermittel unter den Fingernägeln, aber das hatte ihr nichts ausgemacht, zumindest damals nicht, denn sein Kopf war voller Träume, und das war es, was für sie zählte. An Träume glaubte sie noch mehr als er, und sie hatte recht damit. In diesem Traum griff sie lachend nach dem Teil von ihm, der am leichtesten zu erreichen war. Er versuchte, tiefer zu versinken, doch da rüttelte ihn eine Hand am Arm, und der Traum zerplatzte wie eine Seifenblase.

Er war kein Neunzehnjähriger mehr, der in New Jersey in einer Zweizimmerwohnung lebte, es waren nur noch sechs Monate bis zu seinem achtzigsten Geburtstag, und er lebte auf einer Farm in New Hampshire, wo er laut seinem Letzten Willen auch begraben werden sollte. In seinem Schlafzimmer standen Männer. Sie trugen Sturmhauben, eine rot, eine blau und eine kanariengelb. Als er das sah, versuchte er sich vorzumachen, dass dies nur ein weiterer Traum war – die süße Fantasie hatte sich wohl in einen Albtraum verwandelt, wie es manchmal geschah –, doch da ließ die Hand seinen Arm los, packte ihn an der Schulter und zerrte ihn auf den Boden. Er schlug sich den Kopf an und schrie auf.

»Hör auf damit«, sagte der mit der gelben Haube. »Soll er etwa bewusstlos werden?«

»Seht mal.« Der mit der roten Haube hob deutend die Hand. »Der alte Knabe hat ’nen Ständer. Muss ein echt geiler Traum gewesen sein.«

»Der muss bloß pissen«, sagte der mit der blauen Haube, der Rothstein geschüttelt hatte. »In dem Alter macht sie sonst nichts mehr steif. Mein Großvater …«

»Klappe«, sagte der mit der gelben Haube. »Dein Großvater interessiert kein Schwein.«

Obwohl Rothstein benommen und von einem immer fadenscheiniger werdenden Schleier aus Schlaf umhüllt war, wusste er, dass er in Schwierigkeiten steckte. Ein Wort kam ihm in den Sinn:

Raubüberfall. Er blickte zu dem Trio hoch, das unvermutet in seinem Schlafzimmer aufgetaucht war. Sein alter Kopf schmerzte (dank den Blutverdünnern, die er nahm, bildete sich an der rechten Seite ein riesiger blauer Fleck), und das Herz mit seinen gefährlich dünnen Wänden hämmerte an die linke Seite des Brustkorbs. Drohend standen sie über ihm, drei Männer mit Handschuhen und karierten Jacken unter den furchterregenden Sturmhauben. Räuber, und sein Haus war fünf Meilen vom nächsten Ort entfernt.

So gut er konnte, sammelte Rothstein seine Gedanken. Er verscheuchte den Schlaf und sagte sich, dass die Situation immerhin etwas Gutes hatte: Wenn die drei nicht wollten, dass er ihre Gesichter sah, dann hatten sie vor, ihn am Leben zu lassen.

Eventuell.

»Meine Herren«, sagte er.

Mr. Gelb lachte und hob anerkennend den Daumen. »Guter Anfang, Sie Genie.«

Rothstein nickte, als wollte er sich für ein Kompliment bedanken. Er warf einen Blick auf den Wecker neben seinem Bett, stellte fest, dass es Viertel nach zwei Uhr morgens war, und sah dann wieder Mr. Gelb an, bei dem es sich womöglich um den Anführer handelte. »Ich habe nicht viel Geld im Haus, aber das können Sie gerne haben. Wenn Sie nur gehen, ohne mir wehzutun.«

Eine Windbö ließ Herbstblätter an die Westseite

des Hauses prasseln. Rothstein bemerkte, dass zum ersten Mal in dieser Jahreshälfte die Heizung bullerte. War es nicht gerade erst Sommer gewesen?

»Nach allem, was man uns erzählt hat, haben Sie schon ein bisschen mehr.« Das war Mr. Rot.

»Klappe.« Mr. Gelb streckte Rothstein die Hand hin. »Aufstehen, Sie Genie.«

Rothstein ergriff die dargebotene Hand, kam schwankend auf die Beine und setzte sich dann gleich aufs Bett. Er atmete schwer, war sich jedoch nur zu sehr bewusst (ein Leben lang war seine Fähigkeit zur Selbstwahrnehmung Segen wie Fluch für ihn gewesen), welches Bild er bieten musste: ein alter Mann in einem schlottrigen, blauen Schlafanzug, mit Haaren, von denen nur noch zwei weiße Bäusche über den Ohren übrig waren. Das war aus dem Schriftsteller geworden, der in dem Jahr, als JFK Präsident wurde, die Titelseite des *Time*-Magazins geschmückt hatte: JOHN ROTHSTEIN, AMERIKAS SCHEUES GENIE.

Aufwachen, Sie Genie.

»Kommen Sie erst mal wieder zu Atem«, sagte Mr. Gelb. Er klang besorgt, worauf Rothstein jedoch nicht vertraute. »Dann gehen wir ins Wohnzimmer, wo sich normale Leute unterhalten. Lassen Sie sich Zeit. Beruhigen Sie sich.«

Rothstein atmete langsam und tief, worauf sein Herz ein wenig ruhiger schlug. Er versuchte an Peggy zu denken, an ihre teetassengroßen Brüste

(klein, aber vollkommen) und ihre langen, glatten Beine, aber der Traum war ebenso verschwunden wie Peggy, die nun als alte Schachtel in Paris lebte. Mit seinem Geld. Wenigstens war Yolande, sein zweiter Versuch, Eheglück zu finden, inzwischen tot und verlangte keine Unterhaltszahlungen mehr.

Der mit der roten Haube verließ den Raum. Rothstein hörte ihn im Arbeitszimmer herumkramen. Etwas stürzte um. Schubladen wurden aufgezogen und wieder zugeschoben.

»Na, geht's besser?«, erkundigte sich Mr. Gelb, und als Rothstein nickte, sagte er: »Dann kommen Sie jetzt mit.«

Eskortiert von Mr. Blau zu seiner Linken und Mr. Gelb zu seiner Rechten, ließ Rothstein sich in das kleine Wohnzimmer führen. Das Kramen in seinem Arbeitszimmer ging weiter. Bald würde Mr. Rot den Kleiderschrank öffnen, die beiden Jacketts und die drei Pullover beiseiteschieben und den Safe entdecken. Das war unvermeidlich.

Na gut. Hauptsache, sie lassen mir die Notizbücher, und weshalb sollten sie die schon mitnehmen? Solche Gangster sind nur an Geld interessiert. Wahrscheinlich sind sie nicht mal in der Lage, was Anspruchsvolleres zu lesen als die Briefe in Penthouse.

Was den Mann mit der gelben Haube anging, war er sich da allerdings nicht ganz sicher. Der hörte sich gebildet an.

Im Wohnzimmer waren sämtliche Lampen ange-

schaltet und die Jalousien nicht heruntergezogen. Wachsame Nachbarn hätten sich wohl gefragt, was im Haus des alten Schriftstellers vor sich ging … wenn er Nachbarn gehabt hätte. Das nächste Haus stand zwei Meilen entfernt an der Landstraße. Er hatte keine Freunde, keine Besucher. Die Vertreter, die gelegentlich vorbeikamen, wurden weggeschickt. Rothstein war einfach ein sonderbarer alter Knabe. Ein Schriftsteller im Ruhestand. Ein Einsiedler. Er bezahlte seine Steuern und wurde in Frieden gelassen.

Blau und Gelb führten ihn zu dem Sessel vor dem selten eingeschalteten Fernseher, und weil er sich nicht augenblicklich darauf niederließ, drückte Mr. Blau ihn hinein.

»Sachte!«, sagte Gelb scharf, und Blau trat murrend einen Schritt zurück. Also hatte Mr. Gelb tatsächlich die Fäden in der Hand. Mr. Gelb war der Leitwolf.

Die Hände auf seine Cordhose gestützt, beugte er sich über Rothstein. »Und? Wie wär's mit einem kleinen Schluck zur Beruhigung? «

»Falls Sie Alkohol meinen, damit hab ich vor zwanzig Jahren aufgehört. Ärztliche Anweisung.«

»Gut für Sie. Gehen Sie auch zu den Meetings?«

»Ich war kein *Alkoholiker*«, sagte Rothstein verärgert. Verrückt, in einer solchen Situation verärgert zu sein … oder doch nicht? Wer wusste schon, wie man reagieren sollte, wenn man mitten in der Nacht von

Männern mit farbigen Sturmhauben aus dem Bett gezerrt wurde. Er überlegte, wie er eine derartige Szene schildern würde, hatte jedoch keine Ahnung; über so etwas schrieb er nicht. »Die Leute denken, dass jeder männliche weiße Schriftsteller im 20. Jahrhundert Alkoholiker sein muss!«

»Schon gut, schon gut«, sagte Mr. Gelb, als müsste er ein quengeliges Kind besänftigen. »Wasser?«

»Nein danke. Ich will bloß, dass ihr drei verschwindet, deshalb werde ich ehrlich zu euch sein.« Er fragte sich, ob Mr. Gelb wohl die einfachste Regel der menschlichen Kommunikation kannte: Wenn jemand ankündigte, ehrlich zu sein, bereitete er sich in den meisten Fällen darauf vor, schneller zu lügen, als ein Pferd traben konnte. »Mein Portemonnaie liegt auf der Kommode im Schlafzimmer. Es sind etwas über achtzig Dollar drin. Auf dem Kaminsims da steht eine Teekanne ...«

Er zeigte darauf. Mr. Blau drehte sich danach um, Mr. Gelb hingegen nicht. Der musterte weiter Rothstein, und die Augen hinter der Haube blickten fast amüsiert. *Es klappt nicht*, dachte Rothstein, gab jedoch nicht auf. Da er nun wach war, hatte er nicht nur Angst, sondern war auch stinksauer, obgleich ihm bewusst war, dass er sich das lieber nicht anmerken ließ.

»Da verwahre ich das Haushaltsgeld. Höchstens fünfzig bis sechzig Dollar. Das ist alles, was im Haus ist. Nehmt es und verschwindet.«

»Verfluchter Lügner«, sagte Mr. Blau. »Glauben Sie mir, wir wissen, dass Sie ’ne ganze Menge mehr haben.«

Als wäre dies ein Bühnenstück und der letzte Satz ein Stichwort, erscholl aus dem Arbeitszimmer die Stimme von Mr. Rot. »Bingo! Hab einen Safe entdeckt! ’nen großen!«

Rothstein war klar gewesen, dass der Mann mit der roten Haube den Safe finden würde, aber ihm wurde trotzdem schwer ums Herz. Es war bescheuert, Bargeld zu verwahren; dafür gab es keinen Grund, abgesehen von seiner Abneigung gegen Kreditkarten, Schecks, Aktien und Transfermethoden, kurz gegen all die verführerischen Ketten, mit denen die Leute sich an die überwältigende und letztlich zerstörerische Verschuldungs- und Konsummaschinerie Amerikas fesselten. Dennoch war dieses Geld womöglich seine Rettung. Cash konnte man ersetzen. Die Notizbücher, über hundertfünfzig an der Zahl, waren unersetzlich.

»Jetzt die Kombination«, sagte Mr. Blau. Er schnippte mit den behandschuhten Fingern. »Raus damit!«

Rothstein war beinahe zornig genug, sich zu weigern. Laut Yolande war Zorn sein lebenslanger Normalzustand (»höchstwahrscheinlich war das schon in der Wiege so«, hatte sie gesagt), aber außerdem war er müde und verängstigt. Wenn er sich sträubte, würde man die Information aus ihm her-

ausprügeln. Womöglich bekam er dann einen weiteren Herzanfall, und der würde ihn höchstwahrscheinlich endgültig erledigen.

»Wenn ich euch die Kombination zum Safe verrate, nehmt ihr dann das Geld darin und verschwindet?«

»Mr. Rothstein«, sagte Mr. Gelb mit einer Liebenswürdigkeit, die echt zu sein schien (und daher grotesk war). »Ihre Lage erlaubt es nicht, mit uns zu feilschen. Freddy, hol die Taschen.«

Rothstein spürte einen eisigen Luftzug, als Mr. Blau, auch unter dem Namen Freddy bekannt, durch die Hintertür in der Küche aus dem Haus ging. Mr. Gelb lächelte inzwischen wieder. Dieses Lächeln verabscheute Rothstein bereits zutiefst. Diese roten Lippen.

»Los, Sie Genie, raus damit! Dann ist die Sache schnell erledigt.«

Rothstein seufzte und sagte die Kombination des Gardall-Safes im Schrank seines Arbeitszimmers auf. »31 links, zwei Umdrehungen, 3 rechts, zwei Umdrehungen, 18 links, eine Umdrehung, 99 rechts, eine Umdrehung, dann auf null zurück.«

Hinter der Haube zogen die roten Lippen sich weiter auseinander, bis Zähne sichtbar wurden. »Das hätte ich auch erraten können. Es ist Ihr Geburtsdatum.«

Während Gelb dem Mann im Schrank die Kombination zurief, zog Rothstein gewisse unangenehme

Schlüsse. Mr. Blau und Mr. Rot waren aufgrund des Geldes gekommen, und auch Mr. Gelb steckte wahrscheinlich später seinen Anteil ein, aber Geld war wohl nicht das primäre Ziel des Mannes, der ihn ständig als Genie bezeichnete. Wie um das zu unterstreichen, erschien Mr. Blau wieder, begleitet von einem weiteren Schwall kühler Frischluft. Er hatte vier leere, jeweils paarweise über die Schultern gehängte Sporttaschen dabei.

»Hören Sie«, sagte Rothstein zu Mr. Gelb und sah ihm direkt in die Augen. »Tun Sie das nicht. Bis auf das Geld ist im Safe nichts, was für Sie von Wert wäre. Alles andere sind bloß belanglose Notizen, aber für mich sind sie wichtig.«

Aus dem Arbeitszimmer rief Mr. Rot: »Heiliger Strohsack, Morrie! Wir haben ’nen Volltreffer gelandet! Mensch, da ist ’ne ganze Tonne Bares! Noch in den Bankumschlägen! Dutzende davon!«

Mindestens sechzig, hätte Rothstein sagen können, vielleicht sogar bis zu achtzig. In jedem sind vierhundert Dollar. Von Arnold Abel, meinem Buchhalter in New York. Jeannie löst die für meine Auslagen gedachten Schecks ein, bringt die Geldumschläge mit, und die lege ich in den Safe. Allerdings habe ich kaum Auslagen, weil Arnold die größeren Rechnungen von New York aus bezahlt. Ab und zu gebe ich Jeannie ein Trinkgeld, an Weihnachten auch dem Postboten, aber sonst verbrauche ich kaum etwas. Das läuft nun schon jahrelang

so, und weshalb? Arnold erkundigt sich nie, wofür ich das Geld verwende. Vielleicht meint er, ich bestelle mir regelmäßig ein Callgirl her oder auch zwei. Oder er denkt, ich wette in Rockingham auf Pferde.

Aber wissen Sie, was komisch ist, hätte er zu Mr. Gelb (nun auch als Morrie bekannt) sagen können. Ich habe mich selbst nie gefragt, wieso ich das tue. Genauso wenig, wie ich mich gefragt habe, weshalb ich ein Notizbuch nach dem anderen vollschreibe. Manches tut man einfach.

Das *hätte* er sagen können, hielt jedoch den Mund. Nicht weil Mr. Gelb ihn nicht verstanden hätte, sondern weil dieses wissende, rotlippige Lächeln verriet, dass er es sehr wohl verstünde.

Und sich nicht darum scheren würde.

»Was ist denn sonst noch drin?«, rief Mr. Gelb. Den Blick hatte er immer noch auf Rothstein gerichtet. »Schachteln? Mit Manuskripten? So groß, wie ich es beschrieben hab?«

»Keine Schachteln, Notizbücher«, berichtete Mr. Rot. »Der verfluchte Safe ist bis oben hin voll davon.«

Mr. Gelb lächelte, während er Rothstein weiterhin in die Augen sah. »Handgeschrieben? So machen Sie es also, Sie Genie?«

»Bitte«, sagte Rothstein. »Lassen Sie das einfach liegen. Dieses Material ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Nichts davon ist bereit dafür.«

»Und dabei wird es auch bleiben, denke ich. Tja,

Sie hamstern einfach gerne.« Das Funkeln in diesen Augen – das Rothstein für ein irisches Funkeln hielt – war nun verschwunden. »Und schließlich ist es ja nicht so, als ob Sie noch irgendwas veröffentlichen *müssten*, oder? Finanzielle *Zwänge* sind jedenfalls nicht vorhanden. Sie bekommen Tantiemen für *Der Läufer*. Und für *Der Läufer im Einsatz*. Und für *Der Läufer setzt sich zur Ruhe*. Die berühmte Trilogie über Jimmy Gold. Nie vergriffen. In Collegekursen überall in diesem großen Land behandelt. Dank einer Clique von Literaturdozenten, die meinen, Sie und Saul Bellow wären das Nonplusultra, haben Sie ein unfreiwilliges Publikum aus Studenten, die Ihre Bücher kaufen müssen. Sie haben's geschafft, nicht wahr? Wieso sollten Sie da das Risiko eingehen, etwas zu veröffentlichen, was Ihren makellosen Ruf gefährden könnte? Stattdessen können Sie sich einfach hier draußen verstecken und so tun, als gäbe es den Rest der Welt nicht.« Mr. Gelb schütelte den Kopf. »Mein Freund, Sie verleihen dem Ausdruck *analfixiert* eine ganz neue Bedeutung.«

Mr. Blau stand immer noch in der Tür zur Küche. »Was soll ich tun, Morrie?«

»Geh zu Curtis ins Arbeitszimmer. Packt alles ein. Wenn in den Taschen nicht genug Platz für die ganzen Notizbücher ist, schaut euch um. Selbst ein Stubenhocker wie der da muss mindestens einen Reisekoffer besitzen. Und vergeudet keine Zeit

damit, das Geld zu zählen. Ich will so schnell wie möglich von hier fort.«

»Okay.« Mr. Blau – Freddy – verschwand.

»Tun Sie das nicht«, sagte Rothstein und war erschrocken über das Zittern in seiner Stimme. Manchmal vergaß er, wie alt er war, aber heute Nacht nicht.

Der, dessen Name Morrie lautete, beugte sich zu ihm. Grünlich graue Augen spähten durch die Löcher in der gelben Haube.

»Ich will etwas wissen. Wenn Sie ehrlich zu mir sind, lassen wir die Notizbücher vielleicht da. Werden Sie ehrlich zu mir sein, Sie Genie?«

»Ich werd's versuchen«, sagte Rothstein. »Übrigens hab ich mich selbst nie so genannt, wissen Sie? Als Genie bezeichnet hat mich das *Time*-Magazin.«

»Aber bestimmt haben Sie auch nie einen Beschwerdebrief geschrieben.«

Rothstein erwiderte nichts. Du Arschloch, dachte er. Du verfluchter Klugscheißer. Du wirst kein einziges Notizbuch dalassen, oder? Es ist dir nämlich völlig schnuppe, was ich sage.

»Also, jetzt kommt meine Frage: Wieso in Gottes Namen konnten Sie Jimmy Gold nicht in Ruhe lassen? Wieso mussten Sie ihn derart in den Dreck ziehen?«

Die Frage war so unerwartet, dass Rothstein zuerst keine Ahnung hatte, wovon Morrie sprach, obgleich Jimmy Gold seine berühmteste literarische Figur war, diejenige, wegen der man sich an ihn erin-

nern würde (falls man sich überhaupt wegen irgendwas an ihn erinnerte). In der Titelgeschichte in *Time*, in der Rothstein als Genie bezeichnet worden war, hatte es geheißen, Jimmy Gold sei ein amerikanisches Sinnbild der Verzweiflung in einem Land des Überflusses. Ziemlicher Schwachsinn, aber es hatte den Verkauf angekurbelt.

»Wenn Sie meinen, ich hätte mit *Der Läufer* aufhören sollen, sind Sie nicht der Einzige.« Aber beinahe der Einzige, hätte er hinzufügen können. *Der Läufer im Einsatz* hatte Rothsteins Ruf als bedeutender amerikanischer Autor gefestigt, und *Der Läufer setzt sich zur Ruhe* hatte den Schlussstein seiner Karriere gebildet: Lobeshymnen der Literaturkritik bis zum Abwinken, zweiundsechzig Wochen auf der Bestsellerliste der *New York Times*. Dazu der National Book Award – wobei Rothstein natürlich nicht persönlich erschienen war, um ihn entgegenzunehmen. Von einer »Ilias des Nachkriegsamerikas« war in der Begründung der Jury die Rede gewesen, womit nicht nur der letzte Band gemeint war, sondern die gesamte Trilogie.

»Ich sage nicht, dass Sie mit *Der Läufer* hätten aufhören sollen«, sagte Morrie. »*Der Läufer im Einsatz* war genauso gut, vielleicht sogar besser. Die beiden Bücher waren wahr. Aber das letzte? Mann, was für ein Scheißdreck. Dieser Typ geht in die Werbebranche? Ausgerechnet in die *Werbebranche*?«

Dann tat Mr. Gelb etwas, wobei sich Rothsteins Kehle zusammenzog und sein Bauch sich in Blei verwandelte. Langsam, fast nachdenklich, streifte er seine gelbe Sturmhaube ab. Zum Vorschein kam ein junger Mann von klassischem irischem Geblüt, wie man es oft in der Gegend von Boston fand: rote Haare, grünliche Augen, bleiche Haut, die statt Sonnenbräune immer nur einen Sonnenbrand bekam. Dazu diese merkwürdigen roten Lippen.

»Ein Haus in einem langweiligen *Vorort*? Ein stinknormaler *Ford* in der Einfahrt? Eine Frau und zwei kleine *Kinder*? Letztlich schließt jeder faule Kompromisse, wollten Sie das ausdrücken? Jeder schluckt das Gift?«

»In den Notizbüchern ...«

In den Notizbüchern stehen zwei weitere Romane mit Jimmy Gold, wollte er sagen, Bücher, in denen der Kreis sich schließt. Im ersten erkennt Jimmy, wie hohl sein bürgerliches Leben ist. Er verlässt seine Familie, seine Arbeit und sein behagliches Heim in Connecticut. Nur mit einem Rucksack und der Kleidung, die er am Leib trägt, zieht er zu Fuß los. Er wird eine ältere Version des jungen Mannes, der die Schule schmeißt, gegen sein materialistisches Elternhaus rebelliert und beschließt, zur Armee zu gehen, nachdem er ein versoffenes Wochenende lang durch New York gestreift ist.

»Was steht in den Notizbüchern?«, fragte Morrie. »Los, Sie Genie, sprechen Sie nur. Sagen Sie mir, wie-

so Sie Jimmy zu Boden schlagen mussten, um ihm dann noch mit dem Fuß auf den Hinterkopf zu steigen.«

In *Der Läufer geht nach Westen* wird er wieder zu dem, der er ist, wollte Rothstein sagen. Zu seinem essenziellen Selbst.

Nur hatte Mr. Gelb ihm sein Gesicht gezeigt, und jetzt zog er eine Pistole aus der rechten Außentasche seiner karierten Jacke.

Er blickte kummervoll drein.

»Sie haben eine der größten Gestalten der amerikanischen Literatur erschaffen und dann einfach darauf geschissen«, sagte Morrie. »Ein Mensch, der so etwas tut, verdient es nicht, weiterzuleben.«

Wie eine angenehme Überraschung kam mit einem Mal der Zorn zurück. »Wenn Sie das meinen, haben Sie nie auch nur ein einziges Wort begriffen, das ich geschrieben habe«, sagte John Rothstein.

Morrie hob die Pistole. Die Mündung war ein schwarzes Auge.

Rothstein deutete mit seinem von Arthritis knotigen Zeigefinger wie mit einer eigenen Pistole auf sein Gegenüber und empfand Befriedigung, als er Morrie blinzeln und ein klein wenig zusammenzucken sah. »Verschonen Sie mich mit Ihrer dämlichen Literaturkritik. Die hatte ich schon satt, lange bevor Sie geboren wurden. Wie alt sind Sie überhaupt? Zweiundzwanzig? Dreiundzwanzig? Was wissen Sie da vom Leben, geschweige denn von der Literatur?«

»Genug, um zu wissen, dass nicht jeder faule Kompromisse schließt.« Zu seinem Erstaunen sah Rothstein, dass die irischen Augen in Tränen schwammen. »Halten Sie mir bloß keine Vorträge über das Leben, nachdem Sie sich die letzten zwanzig Jahre vor der Welt versteckt haben wie eine Ratte im Loch.«

Dieser alte Vorwurf – wie konnte man es nur wagen, sich dem Ruhm zu entziehen – steigerte Rothsteins Zorn zu einer wilden Wut. Es war die Wut, mit der er Gläser durch die Gegend geschleudert und Möbel zertrummert hatte, die Wut, die sowohl Peggy wie Yolande augenblicklich erkannt hätten, und er war froh darum. Besser, zornig zu sterben als kriechend und bettelnd.

»Wie wollen Sie mein Werk eigentlich zu Geld machen? Haben Sie darüber überhaupt nachgedacht? Wahrscheinlich schon. Wahrscheinlich wissen Sie, dass Sie genauso gut versuchen könnten, ein gestohlenes Notizbuch von Hemingway oder ein Gemälde von Picasso zu verkaufen. Aber Ihre Kumpane sind nicht so gebildet wie Sie, stimmt's? Das merke ich daran, wie die sich ausdrücken. Wissen die eigentlich, was Sie wissen? Bestimmt nicht, da bin ich mir sicher. Trotzdem haben Sie denen den Mund wässrig gemacht. Sie haben ihnen ein riesiges Wolkenkuckucksheim an die Wand gemalt und gesagt, davon könnten sie jeder ein Stück abhaben. Fähig dazu sind Sie bestimmt.

Wahrscheinlich haben Sie einen ganzen See aus Worten zur Verfügung. Aber dabei dürfte es sich um ein ziemlich seichtes Gewässer handeln.«

»Halten Sie die Klappe. Sie hören sich an wie meine Mutter.«

»Sie sind ein ganz gewöhnlicher Dieb, mein Freund. Und wie dämlich, etwas zu stehlen, was man nie im Leben verkaufen kann!«

»Klappe, Sie Genie, ich warne Sie!«

Und wenn er abdrückt?, dachte Rothstein. Dann muss ich keine Pillen mehr schlucken. Muss die Vergangenheit nicht mehr bereuen und die zerbrochenen Beziehungen, die meinen Weg säumen wie zu Schrott gefahrene Autos. Muss nicht mehr wie besessen schreiben und Notizbuch um Notizbuch füllen wie ein Kaninchen, das im Wald ein Häuflein nach dem anderen hinterlässt. Eine Kugel im Kopf wäre vielleicht gar nicht so schlecht. Besser als Krebs oder Alzheimer, dieser größte Schrecken für jeden, der seinen Lebensunterhalt mit seinem Verstand verdient. Natürlich wird es Schlagzeilen machen, und von denen hatte ich schon vor diesem verfluchten Artikel im *Time*-Magazin die Schnauze voll … aber wenn der Kerl da abdrückt, muss ich sie ja gar nicht lesen.

»Du bist ein *Trottel*«, sagte Rothstein. Urplötzlich verspürte er eine Art Ekstase. »Du hältst dich für klüger als deine Kumpane, aber das bist du nicht. Wenigstens wissen die, dass man mit Bargeld wirk-

lich etwas anfangen kann.« Er beugte sich vor und starrte in das bleiche, von Sommersprossen übersäte Gesicht. »Weißt du was, du Jüngelchen? Wegen Typen wie dir hat das Lesepublikum so einen schlechten Ruf.«

»Letzte Warnung«, sagte Morrie.

»Scheiß auf deine Warnung. Und scheiß auf deine Mutter. Erschieß mich, oder verschwinde aus meinem Haus.«

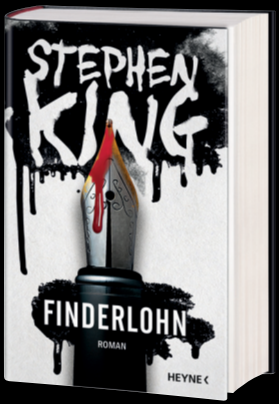
Morris Bellamy erschoss ihn.

Alle Rechte vorbehalten. © 2015 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur AG, Zürich
Gestaltung der Leseprobe: Conz Walter Partner, München
Printed in Germany

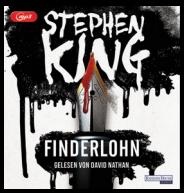
www.heyne.de

Leseprobe aus dem Roman:

STEPHEN KING
FINDERLOHN



E-Book
€ 18,99 [D/A] / CHF 24,–*
ISBN 978-3-641-16402-7



Aus dem Amerikanischen von
Bernhard Kleinschmidt
544 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
€ 22,99 [D] / € 23,70 [A] / CHF 30,90*
ISBN 978-3-453-27009-1

(* empfohlener Verkaufspreis)

Hörbuch
bei Random House Audio, 3 mp3-CDs
Gelesen von David Nathan
€ 19,99 [D] / € 22,50 [A] / CHF 28,50*
ISBN 978-3-8371-3153-6

BESESSEN BIS ZUM MORD

John Rothstein hat in den Sechzigern drei berühmte Romane veröffentlicht, seither aber nichts mehr. Morris Bellamy, ein psychopathischer Verehrer, ermordet den Autor aus Wut über dessen »Verrat«. Seine Beute besteht aus einer großen Menge Geld und einer wahren Fundgrube an Notizbüchern. Bellamy vergräbt vorerst alles – und wandert dummerweise für ein völlig anderes Verbrechen in den Knast. Jahre später stößt der Junge Peter Saubers auf den »Schatz« und unterstützt mit dem Geld bis auf den letzten Cent seine Not leidende Familie. Nach 35 Jahren Haft wird Bellamy entlassen. Er kommt Peter, der nun die Notizbücher zu Geld machen will, auf die Spur und macht Jagd auf ihn. Kann Bill Hodges, den wir als Detective a. D. aus *Mr. Mercedes* kennen, den Wahnsinnigen stoppen?